

„Lösegeld und süßer Tee“

Fernsehreporter Christoph Maria Fröhder
über einen Zusammenstoß mit Kidnappern im Nordirak

Das Vereinshaus von Mossul wirkt wie ein Golfclub. Hier tagen die Clanchefs der irakischen Nordregion. Der Club ist auch eine Nachrichten- und Kontaktbörse. Vor allem für Journalisten. Man trinkt süßen Tee, schimpft ein bisschen auf die Amerikaner, knüpft Verbindungen.

Deutsche Presse- und Fernsehleute sind hier privilegiert. Die Clanchefs wissen, dass die Regierung in Berlin sich wegen des Irak mit George W. Bush überworfen hat. Deshalb steht sie hier in hohem Ansehen. Die Deutschen gelten als gute Ausländer. Wer gut Freund mit den Clanchefs ist, hat bei Rebellen und auch bei gewöhnlichen Straßenräubern meist bessere Karten. Ich trug auf Reisen im Irak immer eine ganze Kollektion von Scheich-Porträts bei mir, um meine guten Beziehungen zu dokumentieren.

Es gab aber auch Situationen, in denen die Fotos nichts halfen. Wie bei jenem Zwischenfall im letzten Frühjahr auf der Straße zwischen Mossul und Bagdad. Auf dem Weg nach Norden passierten wir einen Checkpoint. Er war von Uniformierten besetzt, die ich für Polizisten hielt. Ich stieg aus dem Wagen und ging auf sie zu. Sie warteten, bis auch meine Crew ausgestiegen war. Dann griffen sie zu. Es waren keine Polizisten, sondern Straßenräuber.

Sie schrien uns an, wir sollten uns hinlegen. Aber wir weigerten uns. Wer vor einem Bewaffneten im Staub liegt, ist gedemütigt und so gut wie erledigt. Er kann nicht mehr auf Augenhöhe verhandeln. Es setzte Fußtritte und Gewehrkolbenstöße, aber es gelang uns, aufrecht zu bleiben.

Die Taktik war richtig. Der Ton wurde schnell ziviler. Ich zeigte auf die Maschinenpistole des Kidnappers, der mir am nächsten stand, und sagte: „Was ist denn das? Rost, du musst sie mal wieder sauber machen.“

Der Mann antwortete irgendwas auf Arabisch, was ich nicht verstand. Ich fasste meinen ganzen Mut zusammen und nahm ihm einfach die MP aus der Hand. „Wenn du mit so einer gammelen Knarre bei der Bundeswehr er-

wischst würdest, wäre eine Woche Bau fällig.“ Die anderen Iraker lachten.

Dann kamen sie auf Geld zu sprechen. Ich sagte, sie sollten sich schämen, sie wüssten doch, dass die Deutschen Freunde der Iraker seien. Das blieb nicht ohne Eindruck. Trotzdem mussten wir natürlich zahlen. Zum Schluss war es nur noch die Hälfte der Summe, die sie gefordert hatten. Aber mir fehlten 3000 Euro.

Es war eine knisternde Situation. Ich wusste, dass es lange dauern könnte, wenn sie uns jetzt verschleppen würden. Aber der Anführer war kompromisswillig. Er schlug vor, uns am nächs-



TV-Reporter Fröhder: Knisternde Situation

ten Tag in Bagdad zu treffen. Wir sollten ihm dann die restlichen 3000 Euro übergeben.

Selbstverständlich nahmen wir den Vorschlag an. Bevor wir losfahren konnten, lieferten wir unsere Computer, Armbanduhr und Schuhe als Pfand ab. Dann stellte ich dem Bandenchef auf der Rückseite eines Porträtfotos von Gerhard Schröder einen Schuldschein aus. Bloß keine Tricks, sagte er. Sie hätten Scharfschützen in Bagdad, denen würden wir nicht entkommen.

Die Banditen waren pünktlich. Ich übergab den Restbetrag und ließ mir die Zahlung auf dem Schröder-Foto quittieren. Weil er das Original als Andenken behalten wollte, ließ der Anführer in einem Copyshop eine Fotokopie für meine Spesenabrechnung machen. Dann holte einer seiner Begleiter süßen Tee. Sie wollten unbedingt mit uns auf den Deal anstoßen.

Verbündeter Osama Bin Laden den Irak-Konflikt. Sarkawi bombt und mordet vor allem mit Hilfe ausländischer Freiwilliger, jener kleinen Armee fanatischer Gläubiger, die nicht nur aus der arabischen Welt den Weg nach Bagdad finden, sondern immer häufiger auch islamistischen Zirkeln im Westen entstammen. Auf nicht mehr als sieben Prozent aller Aufständischen schätzt der einflussreiche US-Demokrat John Murtha den Anteil der ausländischen Kämpfer. Vor dem Krieg gab es im New Yorker Bezirk Brooklyn mehr al-Qaida-Anhänger als in Bagdad. Es ist eine bittere Ironie, dass die fundamentalistische Ideologie der Dschihadisten sich nun gerade im einst säkularen Irak ausbreitet.

Reste jener weltlichen Haltung finden sich bei jenen sunnitischen Gruppen, die sich vom irakischen Nationalismus ebenso angezogen fühlen wie vom Kampf gegen die Ungläubigen. „Brisanter als in Vietnam“ nennt eine Studie des amerikanischen Army War College den Widerstandsmix: „Eine vielköpfige Schlange, unfähig sich zu einigen, aber auch schwer umzubringen.“

Nicht einmal belastbare Zahlen über die Stärke der Terrororganisationen gibt es, Schätzungen amerikanischer Militärs reichen von 5000 bis 50 000 Kämpfern. Hitzköpfe, die für 20 Dollar eine Kalaschnikow oder eine Granate abfeuern, gehören ihnen ebenso an wie hochspezialisierte Sprengstoffexperten, die in der Lage sind, russische Minen mit Hilfe von Mobiltelefonen zu zünden. Selbst Kinder sollen inzwischen bereit sein, als Selbstmordattentäter sterben zu dürfen. Und als erste Europäerin sprengte sich in der Nähe von Bagdad auch eine Belgierin in die Luft, die vor ihrer Heirat mit einem gebürtigen Marokkaner zum Islam übergetreten war.

Diejenigen, die lieber leben wollen, verkaufen beispielsweise die Adressen von Angehörigen der neuen irakischen Sicherheitskräfte für ein paar Dinar an terroristische Killertrupps. Manche Diener der neuen Staatsmacht trauen sich nur mit Ski-masken zur Arbeit.

Tausende Aufständische sind getötet oder bei Razzien verhaftet worden. Patrouillierenden GIs reicht häufig ein Wischtest mit einem Stück Baumwolltuch für eine Verhaftung: Wer Schmauchspuren an den Händen hat, gilt als Terrorist. Unter Frauenkleidern und mit falschen Brüsten getarnt, entweichen Aufständische dennoch immer wieder durch abgeriegelte Straßen.

Dies sei nun endlich der Wendepunkt, prahlte die US-Regierung bei der Verhaftung des lange Zeit flüchtigen Saddam im Dezember 2003. Solche Hybris leistet sich heute nur noch Vizepräsident Richard Cheney (siehe Gespräch Seite 138). Seine Behauptung, der Widerstand liege „in den letzten Zügen“, ist zu einem zynischen Bonmot der GIs in Bagdad geworden.